

Zeitschrift: Theologische Zeitschrift
Herausgeber: Theologische Fakultät der Universität Basel
Band: 29 (1973)
Heft: 1

Rubrik: Miscelle

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Miszelle

Arzt und Seelsorger

Vorlesung vor Basler Medizinstudenten im Rahmen einer Einführung in die Gebiete und Probleme des medizinischen Studiums

Der Grund für diese Vorlesung eines Theologen vor Medizinern, zugleich ihre Berechtigung, liegt wohl darin, daß der Theologe-Seelsorger den gleichen Menschen zum Gegenüber hat wie der Mediziner-Arzt. Gleicher Mensch heißt nicht derselbe Mensch. Es ist mindestens in der Gegenwart so, daß nur ein Bruchteil von denen, die zum Arzt kommen, auch einmal den Weg zum Pfarrer finden. Das muß man nüchtern, ohne jedes Ressentiment und ohne Jammern feststellen. Gerade die Tatsache, daß sich offenbar im Bewußtsein des heutigen Menschen Aufgaben verlagert haben, nötigt dazu, über diese Aufgaben selbst sehr sachlich nachzudenken. Diese Aufgabe ist dem Arzt wie dem Seelsorger damit gegeben, daß sie so wie vielleicht kein anderer mit der Wirklichkeit menschlichen Lebens konfrontiert sind, daß sie an dieser Wirklichkeit mitzutragen, besser, daß sie sie mitzutragen haben. Gewiß, es gibt auch da viel Routine im Beruf, tägliches Hantieren, das nicht unter die Haut und ans Herz geht. Aber doch lernen sie den Menschen immer wieder an der Grenze kennen, an die sein Leben stößt; mag diese Grenze Unbehagen, Schuldgefühl, Neurose, mag sie Krankheit oder schließlich Sterben heißen. Die Skala der Möglichkeiten ist sehr weit, so weit, daß kaum ein einzelner sie alle je miteinander erlebt, er sei denn ein Hiob. Aber sie gehören doch alle zur Wirklichkeit des Menschseins hinzu.

Zunächst klingt das sehr anspruchsvoll, wenn so von der Wirklichkeit des Menschen geredet wird; aber gemeint ist damit ganz einfach die Besinnung darauf, was der Mensch, was es um sein Leben ist. Das ist die Frage, die wohl jedem einmal gestellt wird, auf die die Antwort keiner ihm abnimmt; bei der halbherzig hergeleierte, nicht ehrlich gemeinte fromme Sprüche auch keine Antwort sind.

1.

Ich will nicht damit beginnen, vom Selbstverständnis des modernen Menschen zu sprechen; er wird sich dessen ja nur selten in klaren Begriffen bewußt. Der Satz de Lamettries vom *l'homme machine* wird natürlich abgelehnt. Den hat schon die Aufklärung mit anderen seiner Thesen verworfen. Aber gefühlsmäßig und unbewußt sind es oft ähnliche Vorstellungen, mit denen der Kranke seinen Arzt aufsucht. Es ist das Bild vom gut funktionierenden Menschen, dessen reibungsloser Ablauf das Produkt seiner gut funktionierenden Einzelteile ist; sie müssen in Ordnung gehalten, notfalls ausgewechselt werden, dann ist das Leben gewährleistet.

Aber schon dann, wenn die Behandlung des Arztes wohl Symptome lindern, aber nicht beseitigen kann, beginnt die große Ratlosigkeit, mit der man von einem Arzt zum andern, zuletzt zum Kurpfuscher läuft. Übrigens kann

in diesem Bild auch der Seelsorger durchaus einen Platz haben, wenn er den aus der Reparatur gekommenen Menschen gleichsam durch kräftigende Sprüche fit hält, und wenn er zu Schrott gelebt ist, für die feierliche Überführung und Beseitigung des nicht mehr brauchbaren Gehäuses Sorge trägt.

Aber irgendwann muß diese Haltung zerbrechen; das wird zuerst dem Pfarrer notvoll deutlich, der zum Tode, zum Tode eines Menschen etwas sagen soll, ohne zu seinem Leben etwas zu sagen zu haben, ohne von seinem Leben etwas zu wissen. Die peinliche Verlegenheit kommt dann zu denen, die ihm zuhören, die wissen, vor diesem Tod stand ein Leben, was blieb der Tote diesem Leben, was blieb es ihm schuldig, wo hat er versagt, wo haben wir an ihm versagt, wer war er überhaupt. Das Leben ist doch so kurz. Das ist aber eine Erfahrung, die auch der Arzt an seinem Teil machen wird, der heilen, dem Leben des Menschen helfen will, und von dem man die Reparaturen verlangt. Im Grunde haben weder der Arzt noch der Seelsorger zum Kranksein eines Menschen etwas zu sagen, wenn sie nicht auch zu seinem Leben, seinem ganzen *Menschsein* etwas zu sagen haben. Natürlich ist das eine Forderung, die heute fast nicht mehr erfüllt werden kann. Aber daß es so ist, ist eine Not, und die wird nicht dadurch überwunden, daß man sie zur Tugend umfrisiert.

Leben ist Leben und geschieht nicht im luftleeren Raum. Es gibt keine Krankheit an sich, so wenig wie es eine Sünde an sich gibt. Es gibt nur den kranken Menschen, und es gibt den sündigen Menschen. Gegen die Krankheit kann man in Stellung gehen und kann sie beschießen; für den Kranken muß man da sein. Die Sünde soll man hassen und bekämpfen, den Sünder soll man lieben, soll ihn tragen und darf ihn nicht zurückstoßen. Zuletzt entscheidet sich an diesem Da-sein für den Menschen auch die Wirksamkeit der eingesetzten Mittel.

Vielleicht ist das das erste, woran der Seelsorger den Arzt immer wieder in allen Enttäuschungen und Müdigkeiten erinnern muß, daß der Mensch nicht Träger einzelner isoliert zu erkennender und zu behandelnder Symptome, sondern daß er eben Mensch ist. Der Seelsorger tut das nicht als ein Neunmalkluger, der zu allem etwas zu sagen zu haben glaubt und der mit aufgehobenem Zeigefinger die Probleme der Welt aus dem Handgelenk lösen will. Er weiß sehr gut, daß das gar nichts Neues ist, vielmehr etwas, was die Medizin, nicht nur in der Psychosomatik, immer wieder betont, etwas, dessen Verlust jeder Arzt selber am tiefsten beklagt. Er weiß auch, daß die Kirche selbst immer wieder in der Gefahr steht, diese Verpflichtung, ganz da zu sein für den andern, nicht mehr klar genug zu erkennen, die «Behandlung» auf ein Team von Experten, den Soziologen, den Psychologen usw., aufzuteilen, die zwar gute Expertisen erstellen können, den Menschen zuletzt aber doch nur zum Objekt ihrer Überlegenheit machen.

Wenn auch das keineswegs neu ist, so hat der Seelsorger auf die Frage, was ist es um den Menschen und um die Wirklichkeit des Menschen, nun doch noch mehr zu sagen. Man wird dabei von ihm nichts anderes erwarten, als daß er versucht, als Theologe die Antwort der Bibel nachzuzeichnen. Er wird das um so lieber tun, je mehr er glaubt, daß diese Antwort sehr sachlich, sehr nüchtern und darum sehr gültig ist.

2.

Biblisch gedacht, müßte er jetzt versuchen, die in alten geheimnisvollen Worten und Bildern dahergehende, aber sehr moderne Geschichte von Paradies und Sündenfall zu erklären. Damit stünde er freilich schon mitten in den letzten Fragen, denn wer Sünde sagt, sagt Gott. Es schiene darum nicht nur lieblos, sondern wohl auch töricht zu sein, wenn er hier in einer Sprache reden wollte, die sein Hörer nicht oder nicht mehr oder auch noch nicht verstehen kann. Statt dessen muß der Versuch gemacht werden, die Lebenswirklichkeiten, um die es geht, mit Worten und aus Erfahrungen zu erklären, die diesem Hörer näherstehen.

Was in diesen alten Geschichten gesagt und auch zu erklären versucht wird, ist die Tatsache, daß die Welt und das Leben darin nicht mehr so sind, wie sie sein sollten, oder daß sie so sind, wie sie nicht sein sollten. Denn irgend einmal, nach dem Willen dessen, der sie wollte und plante, der sie schuf, war die Welt in Ordnung und das Leben rund, voll und recht. Paradies und Garten Eden nennt es die Bibel. Ganz gewiß keine Märchenwelt, kein Schlaffenland mit süßem Hirsebrei und gebratenen Tauben, die in den Mund fliegen; aber eine Welt sinnerfüllter Arbeit und gesegneten Lebens, das wußte, was es sein sollte, und das dann auch wirklich war.

Es ist hier nicht darnach zu fragen, wie es kam, daß dann alles anders geworden ist. Da sind die biblischen Antworten selbst sehr tastend und vorsichtig suchend. Aber daß die Welt nicht mehr heil ist, daß das Leben der Welt wie des einzelnen in Unordnung gekommen ist, davon braucht man heute keinem mehr zu reden; denn diese Unordnung liegt offen vor aller Augen da und spielt sich ebenso im geschichtlichen Raum, also im politischen Leben, wie im Bereich der Natur, Umweltverschmutzung, ökologische Fehlplanungen, wie im Leben des einzelnen ab. Daß das Leben tödlich bedroht ist, daß die Welt auf dem besten Wege ist, Selbstmord zu begehen, das kann man immer wieder im Fernsehen hören und sehen. Und immer ist es der Mensch, der es tut, und der Mensch, der es erleidet.

Paulus schreibt an die Römer, daß der Tod der Sünde Sold sei. Sold, das ist nicht Strafe, negativer Lohn, oder etwas dieser Art. Sold, das ist das, was einer denen zahlt, die Dienst bei ihm genommen haben; er kann natürlich nur in seiner Währung zahlen, und die Währung der Welt ist eben der Tod, darüber braucht man heute nicht mehr viel zu diskutieren. Das Kleingeld, das Wechselgeld dieser Währung, mit dem wir es täglich zu tun haben, ist eben Krankheit, Angst und Not und Verzweiflung am Sinn des Lebens.

Aber wenn nun doch gesagt ist, daß die Welt nicht so ist, wie sie sein sollte, so ist das sehr ernst zu nehmen und nicht bloß dahin gesagt. Diese Welt und das Leben in ihr soll nicht an sich selbst kaputtgehen, sich selber hinmachen und sich verbrennen. Sie hat ein Ziel, es ist ein Plan für sie da, und das Ziel ist Leben und ist genau so wirklich, wie die Wirklichkeiten, in denen wir uns nun einmal vorfinden.

Das ist nicht theologisch verstiegen, wie man im ersten Augenblick annehmen möchte, weltfremd und frömmelnd. Der Mensch, der zum Arzt kommt, um sich behandeln zu lassen, hat irgendwie noch eine Ahnung

davon, mag sie auch noch so blaß, säkularisiert und verschwommen sein, was sein und was nicht sein sollte. Er ist ja eben nicht bereit, über seiner Krankheit zu resignieren: so ist das nun einmal, da kann man nichts machen, man kann nur hoffen, daß es schnell geht. Und die Progressiven, die wirklichen und die vermeintlichen, die sagen, so kann und darf es doch nicht weitergehen, jetzt müssen wir uns an die Arbeit machen und sehen, daß es anders wird, spüren auch etwas davon. Aber wenn sie nicht Phantasten sind, wissen sie zugleich, daß man auf diesem Wege nur ganz kleine Schritte machen kann, Schritte, mit denen man an dem erträumten Ziel nie ankommen wird. Gewiß, auch kleine Schritte sind viel, aber sie sind nie das Ziel.

Was bedeutet dieses biblische Denken von der Wirklichkeit der Welt und von der Vollendung, die noch aussteht, für die Besinnungen zum Thema «Arzt und Seelsorger»? Es bedeutet etwas sehr Nüchternes, in dieser Nüchternheit aber sehr Trostvolles. Wir sind hineingestellt in die Welt, wir müssen, aber wir dürfen sie auch sehen, wie sie ist, wir dürfen Ja sagen zu ihr, aber ohne Illusionen, denn wir sind doch nicht von ihr gefangen. Für den Seelsorger heißt das, daß er sich nicht als Gesundheitsbeter und Wunderheiler produzieren darf. Damit soll die Möglichkeit eines «Wunders» auch heute nicht abgestritten werden, aber darüber verfügen wir nicht. Für den Arzt bedeutet es die tiefste Legitimierung der Arbeit, die er tut. Jedes Krankheitsgeschehen ist reales Geschehen in der Welt, hat eine Ursache und darin eine dem menschlichen Verstande zugewandte Seite, die es zu erforschen und zu erkennen gilt. Von ihr darf man sogar annehmen, daß ihre medizinische Ursächlichkeit einmal erkannt werden kann, selbst wenn das heute noch nicht oder nur unvollkommen gelingt.

Aber zugleich kommt das andere in den Blick und muß anerkannt werden, daß damit bereits das Verfügbare, das Natürliche überschritten ist, und daß man dem Leben, also dem immer wieder Geheimnisvollen, Fremden gegenübersteht. Das ist die große Erfahrung, man stößt allenthalben auf eine Wirklichkeit, die als Größe eigener Art sich den Gesetzen des menschlichen Denkens entzieht. Das Mittel, das dem einen hilft, schadet dem andern. Krankheitsstämme, die man eingekreist glaubte, brechen wieder aus. Viren werden resistent, neue Krankheiten sind mit einemmal da, die mit dem Etikett «Kulturkrankheiten» nur unzureichend beschrieben sind. Damit wird das ärztliche Tun ein Kampf mit der und gegen die lebendige Bedrohung des Lebens.

Im Johannesevangelium wird erzählt, wie die Jünger einen Menschen mit angeborener Blindheit treffen. Sie fragen: Woher kommt das und wer hat gesündigt, er oder seine Eltern? Das ist zuerst einmal eine sehr spitzfindige, eigentlich gar nicht zu beantwortende Fangfrage. Aber was dann noch dahintersteht, ist eine sehr handgreifliche medizinische Überlegung, angestellt nach dem Denken der damaligen Zeit. Es muß alles seinen Grund haben, damit man es in den Griff bekommen und einordnen kann; ein solcher Grund, der alles verständlich machte, wäre eben die Sünde. Die Antwort Jesu darauf lautet: Weder dieser noch seine Eltern haben gesündigt. Eure Frage ist falsch gestellt. Es geht vielmehr darum, daß an ihm die Werke Gottes offenbar würden. Mit aller Vorsicht gesagt, es geht darum, daß in

dieser Krankheit, die er erfährt, der Mensch an eine Wirklichkeit stößt, die außerhalb seiner liegt, über die er nicht verfügt und in der er der Wirklichkeit Gottes begegnen kann. Einem Kranken dazu zu helfen, erscheint mir als die erste Aufgabe des Seelsorgers.

3.

Hier darf nur der Versuch gemacht werden, dem nachzugehen, was das für die *Besinnung auf ärztliches Tun* bedeutet.

Die Arbeit des Arztes ist der natürlichen Seite zugewandt, die in jedem Krankheitsgeschehen steckt. Er kennt und verfügt über Mittel, die auf diesem oder jenem Sektor helfen können. Aber auch schon da hat er es mit dem «ganzen Menschen» zu tun. Es ist ein Irrtum, wenn nicht eine Anmaßung des Theologen, wenn er das dem Arzt in der Meinung abspricht, dieser habe sich mehr mit dem Äußerlichen des Lebens, er selbst mit dem Eigentlichen, Wesentlichen zu befassen. Einfach dadurch, daß er sich um einen Menschen bemüht, für seine Behandlung das Gute und Beste zu finden sucht, muß der Arzt ja für diesen andern da sein, so unvollkommen und so sehr am Rande das auch erscheinen mag. Aber ebenso hat es der Seelsorger mit dem ganzen Menschen zu tun, und nicht nur einen Bezirk seelischer Belange zu verwalten. Das könnte der Psychiater oft sehr viel besser tun. Mir hat einmal in einem seelsorgerlichen Gespräch ein Student Dinge gesagt, die er als zu unerheblich für den Arzt angesehen hatte, um sie ihm zu sagen. Aber so wurde es möglich, ihn zu einem Facharzt zu schicken und seine Krankheit zu bestimmen und zu behandeln, die ihn fast zum Abbruch seines Studiums gezwungen hätte. Gewiß sind das ganz seltene Ausnahmefälle, aber die Sache bleibt auf jeden Fall auch so bestehen. Mit dem Trösten ist es ja überhaupt so eine Sache. Jeder Seelsorger muß sich klar darüber sein, wenn dieser Trost nicht ein blasses unverbindliches Reden, eine unerträgliche Anmaßung bleiben soll, dann muß ja immer etwas geschehen, was über die Kraft des Menschen hinausgeht, dann muß Gott, auch wenn man ihn vielleicht gar nicht nennt und es gar nicht erwartet, selbst durch sein Wort trösten, zu diesem Worte stehen und die Kraft geben zum Leiden, zum Sterben – ja, aber auch die Kraft zum Gesundwerden. Wenn man hoffen, auf Gott hoffen soll, dann muß Gott selbst irgendwie da sein. Der Seelsorger hat nicht die Aufgabe, die Resignation des Menschen erbaulich aufzuputzen und mit einigen frommen Sprüchen zu verbrämen, er soll dem Menschen dazu helfen, mit Gott zu rechnen. Mit Gott rechnen, das heißt mit Gottes Möglichkeiten rechnen, das heißt Glaube, so klein und unbeholfen, so verzagt und angefochten der Glaube auch sein mag.

Zu ihm kann es gehören, und es gehört immer wieder dazu, um Gottes willen gegen die Not der Welt und auch die Krankheitnot anzugehen, um Gottes willen gegen sie zu protestieren. Das ist gar nichts Spektakuläres. Es schließt den Einsatz aller Mittel, aller Möglichkeiten und aller Kräfte des Menschen in sich ein; in unserm Fall auch der Mittel, die das Können des Arztes darbietet. Aber dann ist noch etwas mehr da; dann steht etwas von der Wirklichkeit dahinter, wird greifbar, die der Mensch nicht mehr dar-

stellen kann, auf die er hoffen muß und die der Christ als Gott erkennt. Gott ist am Werk auch mit der Kunst des Arztes, wirkt durch seine Hand. Der Arzt muß es selber beurteilen, ob er damit sein Tun herabgesetzt oder recht gewürdigt ansehen will.

Das ist kein Wortgeklingel, das sind keine spitzfindigen Redensarten ohne Realität; im Gegenteil, es hat sehr handgreifliche Konsequenzen. Daß beide, der Arzt wie der Seelsorger, es an ihrem Teil mit dem ganzen Menschen zu tun haben, heißt nicht, daß sie wie schlechte Wundertäter eifersüchtig aufeinander lauern, daß kein anderer an ihren Patienten herankommt. Ist der Seelsorger, in aller Schwachheit, ein Zeuge der Wirklichkeit Gottes, dann hat er einen Auftrag und tut einen Dienst auch am Arzt, und der bleibt ein Dienst, selbst wenn dieser nichts davon weiß. Gerade weil der Arzt seine Aufgabe auf der Seite des Geschehens hat, die dem natürlichen Begreifen zugewandt ist, ist es wichtig, welche Stellung der Patient zu ihm einnimmt. Wenn es stimmt, daß der Arzt heute weithin die Stelle des Seelsorgers eingenommen hat und Beichtvater geworden ist, nun dann braucht man das nicht zu bejammern; man kann sich dazu auch freuen. Es ist immer christliche Lehre gewesen, daß es keine geistlichen Vorrechte gibt und daß jeder Helfer seines Nächsten werden kann und soll. Aber die Sache liegt eben doch viel schwieriger. Der moderne Mensch ist – sich selber unbewußt – nicht weniger wundergläubig als der Mensch vergangener Tage, ja vielleicht sogar magisch abergläubischer Tage. Nur erwartet er das Wunder jetzt nicht von Gott, sondern vom Arzt oder dem chromblitzenden Instrumentarium. An die Stelle des Zauberspruches tritt das unverständliche Fremdwort, mit dem der Arzt ja Herr über die Sache geworden sein muß. Das mag überspitzt sein, aber es ist das Urteil eines Arztes, das hier zitiert wird. Ein Theologe dürfte von sich aus so etwas nicht sagen.

Wer aber vom Menschen mehr erwartet, als der Mensch mit ernstem, gewissenhaftem Einsatz seiner Kräfte geben und leisten kann, der ehrt ihn nicht, sondern der erniedrigt ihn; der liebt ihn nicht, sondern macht ihn zum Sklaven, der höhlt ihn aus und macht ihn schwach. Und seien seine Gebärden auch die eines Bittenden, er bleibt der Fordernde. Die Schwester der Forderung ist die Ungeduld; an ihr stirbt man; denn sie macht einsam, stiehlt die Kraft und wirft zuletzt weg. Wenn der Seelsorger dem Patienten zu einem rechten Vertrauensverhältnis mit seinem Arzt hilft, das aus dem Wissen darum kommt, daß auch der Arzt nicht mehr, aber auch nicht weniger ist als ein Werkzeug und dann ein Werkzeug Gottes, dann ist beiden ein Stück weit geholfen, dem Arzt wie dem Patienten, weil beider Wirklichkeit ernst genommen ist. Man klagt ja weithin darüber, daß auch das Vertrauensverhältnis, die menschliche Beziehung Arzt–Patient, heute weithin verlorengegangen ist. Das liegt nicht allein an Arbeitsüberlastung, notwendiger Spezialisierung und was sonst sein mag. Die sind gewiß da. Aber es liegt auch am Patienten. Im Verhältnis Arzt–Seelsorger ist es das Ziel des Seelsorgers, daß der Patient seinen Arzt lieben lernt um der Sorgen willen, die er sich für ihn macht, um der schlaflosen Nächte willen, die er für ihn hat, um der Verantwortung willen, vor die der Arzt immer wieder gestellt ist und die ihm niemand abnimmt, etwa wenn er über eine Amputation entscheiden muß.

Weil dem aber so ist, haben die Ärzte auch eine Aufgabe an den Seelsorgern; sie haben sie immer gehabt, sie haben sie heute mehr als je. Denn die Theologen sind heute in der Gefahr, das geringzuachten, wozu sie da sind; Zeugnis zu geben von der Wirklichkeit Gottes und sein Wort zu verkünden. Sie stehen in der Gefahr, sich überall da zu engagieren, wo nicht ihr Auftrag liegt. Die Versuchung dazu ist sehr verständlich; sie kommt aus der Befürchtung, daß die Kirche an der Zeit vorbeilebt, sie als die ewig gestrige dastehen könnte, und man möchte schließlich auch den Finger am Puls der Zeit haben. Mit alledem kommt die Kirche im besten Fall mit hängender Zunge abends da an, wo die Welt morgens aufgebrochen ist; das heißt aber, sie kommt nirgends mehr an. Da haben die Ärzte die Seelsorger zurechtzuweisen und sie daran zu erinnern, was ihr Amt und Auftrag ist, und was um dieses Auftrages willen die Ärzte von den Seelsorgern erwarten. Sie haben dabei Entscheidendes zu sagen, denn sie stehen dem Leidenden, dem in Krankheit Leidenden wenigstens, doch näher, und es hat Gewicht, wenn sie sagen, was der Leidende und was die Welt vom Seelsorger erwartet.

Hans-Joachim Stoebe, Basel

Rezensionen

RENÉ LABAT, ANDRÉ CAQUOT, MAURICE SZNYCER & MAURICE VIEYRA, *Les religions du Proche-Orient asiatique. Textes babyloniens, ougaritiques, hittites présentés et traduits.* (Le trésor spirituel de l'humanité.) Paris, Fayard-Denoël, 1970. 583 S.

Wenn man nach Literatur gefragt wird, die, einem Studenten vielleicht, dazu helfen soll, sich in die religiöse Vorstellungswelt des Vorderen Orients einzuarbeiten, ist man gewöhnlich in einiger Verlegenheit. Man verweist dann wohl auf Religionsgeschichten des Vorderen Orients, etwa im Handbuch der Orientalistik. Sie bieten, durchaus in lebendiger, verständlicher Weise so etwas wie ein Skelett der Vorstellungen, wobei Religion und Glaubenswelt des fremden Volkes leicht etwas Statisches wird. Oder aber, man erinnert an Textsammlungen, voran an Großmanns Texte und Bilder, oder an Pritchards *Ancient Near Eastern Texts*. Diese verdienstvollen Sammlungen sind dadurch charakterisiert, daß sie ihre Auswahl aus der ganzen Breite der Literatur des Alten Orients treffen und daß ihr Zielpunkt das Alte Testament ist, für dessen Verständnis sie Hilfsmittel sein wollen. Sie bieten gewiß auch eine große Zahl von religiösen Texten, die aber entsprechend der Zielsetzung der Auswahl nicht aus sich heraus systematisch gegliedert und aufgeschlüsselt sein können, und bei denen auch geschickte Anordnung und Aufteilung nie den Eindruck verwirrender Fülle ganz zu nehmen vermag. War es im ersten Fall zu viel Skelett, so ist es hier zu viel Fleisch. In diese Lücke tritt nun in glücklicher Weise die neue Auswahl, die unter dem Titel «Les Religions du Proche-Orient asiatique» in der von Jean Chevalier besorgten Sammlung «Le Trésor Spirituel de l'Humanité» erschienen ist. Da es die Absicht ist,